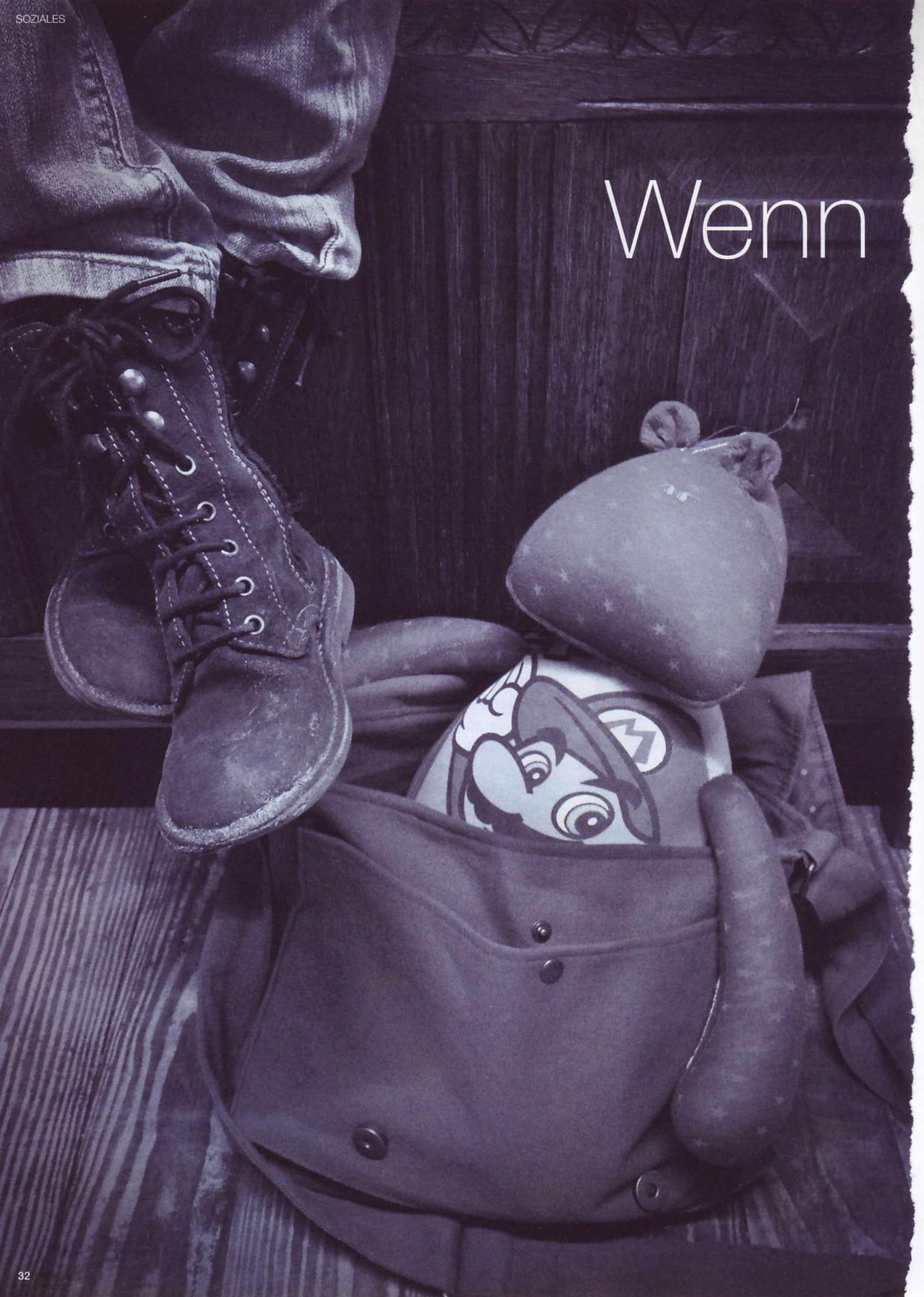


# Wenn



# Mama stirbt...

„Mama ist eingeschlafen“. Warum wacht sie dann nicht auf? Verwirrend für ein Kind, aber eine der Redewendungen, die Erwachsene benutzen, um den Tod zu umschreiben. Aus Angst, Kindern zu viel zuzumuten. Weil sie selbst von der schwierigen Situation überfordert sind. Es gibt viele Gründe. Aber Kinder haben Antennen für das, was ist, und brauchen ehrliche Antworten, um mit ihrer Trauer umgehen zu können. Manchmal hilft da eine besondere Begleitung.

Von Antje Mosebach | Fotos: Daniel Sadrowski · Eberhard Franken · Hendrik Lind



Martina Hosse-Dolega

„Verheimlichen macht unsicher“, weiß Martina Hosse-Dolega aus ihrer langjährigen Erfahrung als Trauerbegleiterin, „Kinder sind Seismographen, die spüren alles.“ Und sie möchten ernst genommen werden in ihrer Wahrnehmung. Ist die bestätigt, wissen sie um die schwere Krankheit ihrer Mutter oder um den bevorstehenden Tod ihres Vaters, haben sie etwas, mit dem sie umgehen können. „Trauer kann einen Raum bekommen“, erklärt Hosse-Dolega. Und das sollte möglichst schnell passieren. Daher ist die Trauerbegleitung für Kinder und Jugendliche seit Juni 2014 ein fester Bestandteil des Palliativnetzes Bochum e.V.



Christiane Breddemann

„Wir haben gemerkt, dass es da noch eine Lücke gibt“

Sterben und Tod gehören zum Alltag der Netzpartner. Ärzte, Pflegedienste, Krankenhäuser, ambulante und stationäre Hospize, eine Fachapotheke, Therapeuten und Seelsorger arbeiten hier Hand in Hand, um schwerstkranken und sterbende Menschen zu begleiten, ihnen ein angst- und schmerzfreies Verweilen in vertrauter Umgebung zu ermöglichen und ihnen durch palliativmedizinische Versorgung und Hospizarbeit ein Sterben in Würde zu ermöglichen. „Wir haben erst später gemerkt, dass es da noch eine Lücke gibt“, erzählt Christiane Breddemann, Pflegedienstleiterin der Augusta Ambulanten Dienste und Vorstandsmitglied



Dr. Bettina Claßen

des Palliativnetzes. „Vielleicht haben wir auch nicht genau genug hingeguckt.“ Denn Kinder und Jugendliche würden oft von den Schwerstkranken oder Sterbenden ferngehalten, aus Angst, ihnen das nicht zumuten zu können. Vereinzelt seien ihnen junge Menschen am Bett der Eltern aufgefallen, die entweder nicht um den Zustand des sterbenden Elternteils wussten oder komplett in der Situation alleingelassen wurden. „Über viele Telefonate und lange Wege konnten sie an engagierte Fachleute vermittelt werden“, beschreibt Dr. Bettina Claßen, Leiterin des ärztlichen Dienstes den Aufwand. „Jedes Mal wieder die Verbindungen aufleben zu lassen, zu schauen, wer jetzt wofür zuständig ist, kostet viel Zeit, die für die Kinder dringender gebraucht wird. Die stehen ziemlich unter Druck.“ Wie sie den ablassen, ist höchst unterschiedlich. „Die Emotionen liegen ja ganz eng beieinander. Es gehört alles dazu, auch das Lachen. Wichtig ist, dass sie ein Ventil finden.“

„Das Gehirn nimmt jedes Bild mit.“

Die Frauen wissen genau, wovon sie reden, nicht nur von Berufs wegen. Sie haben alle selbst schmerzhaft erfahren, was Verlust und Trauer bedeuten. Und wie wichtig es ist, den Schmerz nicht wegzupacken: „Wenn ein Tod nicht verarbeitet wird, hinterlässt er Narben auf der Seele – und die können bis in die kommen-

→

→

den Generationen reichen“, sieht Dr. Claßen die Gefahr. „Das Gehirn nimmt jedes Bild mit. Und das hält.“ Wichtig sei also, dem Schmerz mit positiven Bildern zu begegnen. Daher hatte sie nach dem Tod ihres Mannes mit jedem ihrer vier damals kleinen Kinder ganz unterschiedliche Weisen der Trauerbewältigung durchlaufen. Mit jedem in seinem ganz eigenen Rhythmus, auf jede ihrer Grenzen achtend, „heute Frühlingsblumen, morgen Sterben.“ Ein Kraftakt, bei dem sie nicht selten ihre eigenen Grenzen überschritt.

Über die ins Palliativnetz eingegliederte Trauerbegleitung ist Claßen „heilig“. Es ist für sie wichtig, dass sie Menschen vertrauen und dadurch einem Wegweiser gleich an die richtigen Menschen weiterleiten kann. Eine große Arbeitserleichterung. Sie erinnert sich an eine Freitagnacht, in der sie zu einem sterbenskranken Mann mit zwei halbwüchsigen Kindern gerufen wurde. Die Mutter hatte die Familie verlassen. „Da hatte ich nicht nur den Patienten, sondern noch zwei Kinder, die in keiner Weise begleitet wurden. Hinzu kamen noch die vielen Stunden für das Organisatorische.“ Den Bedürfnissen der Kinder kann man da nicht mehr gerecht werden.

„Es gibt so viele Arten, mit Trauer umzugehen.“

Wie gut schnelle und konzentrierte Hilfe tut, haben Christiane Breddemann und ihre Tochter erst letztes Jahr erfahren. Während die Elfjährige im Urlaub war, starb der schwerkranke Vater. „Ich war in meiner Trauer und den ganzen organisatorischen Sachen, die auf mich einstürzten, viel zu überfordert, meine Tochter irgendwie aufzufangen.“ Das Schlimmste, sagt sie, „war die Ohnmacht, ich konnte es einfach nicht.“ Es dauerte, bis sie sich eingestand: „Ich komme nicht weiter, ich brauche Hilfe.“ Und noch heute rutscht ihr ein tiefes „Gott sei Dank“ an die Erinnerung heraus, als Martina Hosse-Dolega ihre Begleitung zusagte. Kaum hatte die aber die Wohnung betreten, „ging meine Tochter Fernsehgucken.“ Breddemann war fassungslos, das konnte doch nicht sein, da will jemand helfen – und das Kind geht. Hosse-Dolega nickt lächelnd. „Ich habe in meiner Arbeit gelernt, ein Kind in seiner Art zu lassen. Es gibt so viele Arten, mit Trauer umzugehen, das war ihre.“ Sie ist mit der Elfjährigen zunächst Tierfutter kau-



fen gefahren. Etwas Normales, um Nähe aufzubauen. „Das kann Zeit brauchen“, zeigt sie Verständnis.

Eine handgearbeitete Puppe, genäht aus Lieblingssachen des Vaters, gibt zusätzlichen Halt, und Isa hat ihre „mapapu“ überall dabei. Die „mapapu“ (Mama-Papa-Puppe) entwickelte ein junges Paar aus ihrer Patchwork-Situation heraus, zunächst um ihre Trennungskinder therapeutisch zu unterstützen. Mittlerweile wird sie auch in der Psychotherapie als Hilfe für trauernde Kinder eingesetzt. Sie ist ein bisschen mehr als nur ein Kuscheltier, denn durch die persönlichen und symbolträchtigen Stoffe riecht die „mapapu“ ein wenig nach Papa und fühlt sich ein bisschen an wie Mama. Das hilft der Erinnerung, spendet Trost – eine Begleiterin für die Seele.

Und dann haben Hosse-Dolega und Isa angefangen, sich um die Beerdigung Gedanken zu machen. „Die Zeit zwischen Tod und Beerdigung ist die Schleusenzeit, die wichtigste Zeit für Erinnerung.“ Und die Zeit, in der es für die Kinder eine große Rolle spielt, etwas tun zu können. „Das bringt sie aus ihrer bisherigen Hilfslosigkeit heraus“, so Hosse-Dolega. Isa hat den Sarg bemalen dürfen. „Und sie hat es mit Liebe und einem Lächeln gemacht“, blickt Hosse-Dolega zurück. „Ihre Erinnerungen werden nicht nur negativ sein.“ Es bleiben auch schöne Bilder im Gedächtnis.

„Ich höre grundsätzlich erstmal zu.“

„Ideal“, meint sie, sei „eine Trauerbegleitung schon vor dem Tod“. Oft bekämen die Kinder die letzte Phase der Schwerkranken nicht mehr mit. Meist aus Sorge der Angehörigen, dass den Kinder die äußerlichen Veränderungen, die Stimmungsschwankungen Angst machen könnten. Für die Kinder allerdings entsteht eine schwer zu fassende Lücke: Was ist zwischen Krankwerden und Tod passiert? Daher ist vor jeder Kinderbegleitung das Gespräch mit den Eltern wichtig. „Ich höre grundsätzlich erstmal zu. Was haben die Eltern im Leben erlebt? Wovor haben sie Angst, worin liegt sie begründet? Sie öffnen sich dann recht schnell.“

Wie Maries Mutter (Name v. d. Red. geändert). Sie hatte sich nicht getraut, sich der Dreijährigen in ihrem Zustand zu zeigen. Ganz behutsam hat Martina Hosse-Dolega Mutter und Tochter auf das erste Treffen vorbereitet. Schüchtern haben sich beide einander genähert. Jetzt taucht Marie ihre Hände in Farbe und drückt sie auf ein weißes Blatt Papier. Dann nimmt sie vorsichtig die Hand ihrer Mutter und macht mit ihr das gleiche. Ein sehr intensiver Moment für beide, einer der letzten, bei den sie sich berühren: Marie weiß, dass ihre Mama bald sterben wird. Was das genau bedeutet, weiß sie nicht. Aber sie hat jemanden an ihrer Seite, der sie offen und ehrlich durch diese Zeit begleitet.